

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 218 Bromberg, den 22. September 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Daheim, in seiner Schlafecke, öffnete der Bub das Schreiben. Da stand:

An den Herrn Johannes Rottenmanner,
Holzknecht in
Lac Renaud,
Province de Quebec, Comté de Terrebonne
Canada.

Mei liaba Hannes!

Was dös Kubert is, dös hat der Herr Pfarrer g'schriebei, weil's für mi zu schwer is.

Und i dank da schön für deine Briaf.

Und hiatzt fangt dö Költen an, und i hab' da a paar dicke Socken g'strickt fürn Winta, weil da Herr Pfarrer meint, daß bei enk sehr kalt sein tuat.

Und was mei Vatter is, der liagt immer im Bett und is krank — sagt da Mathes —, und er tuat husten, und inwendig, das Herz, will net mehr. Die Tant und i, mir tuan ihm pflegen, aber er will net mehr besser werden. Und unser Wirtshaus is immer laar, weil die Leit ka Geld net ham. Und es is ganz g'scheit, weils außi gangen seids, weil bei uns gar ka Arwat net mehr is.

Und wann Nacht wird, tua i immer beten für di und di andern, was draußen san. Und bei Mutterl sei Grab und vom Rothschädel is in Ordnung und Kerzeln ham' ma anzünd', und bet' hab' i a. Und da liabe Herrgott soll di beschitzen, damit di im Urwald ka wilds Viech net fressen tuat. Und schreibst wieda, weil i so hart warten tua.

Deine Freindin
Maria Hirschgruber in Oberdorf

Ein dünnes Briefchen, erfüllt vom Trennungsschmerz und der Sehnsucht eines Mädelchens, das sich ohne den Jugendgefährten einsam fühlte und litt.

Schamhaft, verlegen las der Hannes die Zeilen. Die Männer standen um ihn herum in der Stube, keiner aber störte den Buben. Sie warteten, schweigend, bescheiden, was die alte Heimat sprach. Der Bub gab das Brieflein wortlos dem Vater und ging hinaus vor die Hütte, starrte in die weiße Landschaft und wünschte von ganzem Herzen, daß das Mariele da wäre. Der Rottenmanner las drinnen in der Stube mit halblauter Stimme den Männern den Brief vor. Ladislaus war dazugekommen und stand horchend. Ernst, mit nachdenklich gerunzelter Stirne hörte er die Worte, die der Toni las.

Der Rottenmanner meinte:

„Vüll steht net drin — aber dös Mädel is ja no a Kind."

Der Rothschädel schneuzte sich.

„Kind oder net Kind", sagte er, „is a braves Trutscherl — und wia's schön schreiben tuat!"

Der Gairinger sagte:

„Dös werd' a Maleer, wann da Wastl sterben geht."

Der Heinrich sagte:

„A bissel mehr hätt's scho schreiben können — vom Forstmasta und so."

Der Zinner sagte nichts.

Der Kralizek sah Ladislaus an und sagte:

„Is a arme klane Seel, dös Madel, und hat halt an Klumpen im Herzel, weil's alleweil so allan is — kan' Menschen net, der was a bissel guat zu eam is . . ."

Meszlényi sah versonnen aus dem Stubenfenster in den strahlenden Wintertag.

„Alles wird werden", sagte er und ging in seine Stube zurück. Die Männer aber nahmen ihre Arbeit wieder auf. Bald schmetterten die Axtschläge, kreischten die Sägen, knirschten krachend stürzende Stämme. Sie sorgten für Bauholz — im Frühjahr mußten die Baupläne verwirklicht werden, hatte der Herr befohlen. Der Rothschädel arbeitete mit André daran, die gefällten Stämme zu entästen. Der Gairinger schwang seine Axt als ob er niemals als Koch am Herd gestanden hätte. Auch er hatte großes Interesse daran, daß genug Bauholz gemacht wurde. Bei jedem Axtschlag klang ihm ein Name in den Ohren und zwei fröhliche braune Augen kamen in seinen Sinn.

Der November ging zur Neige. Der Weihnachtsmonat brachte neuen Schnee, trübe Tage und gegen die Mitte klingenden Frost. Zweimal war der Sepp mit Briefen in Sainte Adèle gewesen. Er hatte an seine Mutter geschrieben, Meszlényi gab dicke Briefe zur Post, und der Hannes hatte in den Gairingerbrief ein Schreiben für das Mariele eingelegt. Wenn es nur nicht immer gar so lange dauern möchte!

Die beiden Jäger sorgten ausgiebig für Fleisch, und die Raubtierbälge mehrten sich. Am fünfzehnten Dezember fuhr Meszlényi trotz tiefen Schnees mit dem Schlitten zur Poststation. Der Gairinger ging mit — als Kutscher und Begleiter. Ladislaus wollte fünf Tage nach Montreal, um Einkäufe zu besorgen und Freunde zu sehen. Der Sepp bekam den Auftrag, am zwanzigsten Dezember mit dem Schlitten wieder an der Bahn zu sein, was er schmunzelnd zur Kenntnis nahm. Er winkte dem abfahrenden Zuge nach und ging dann zu Monika, die ihn in des Vaters Stube mit einem ausgiebigen Frühstück erwartete.

Hierauf bekam er eine weitere Unterrichtsstunde in der Landessprache. — —

Du, Hannes", sagte der Kralizek, „hiatzt kimmt Weihnacht. — Geh und suach schon hiatzt a schönes Bamerl aus'm Wald außa. Wir wer'n unser erschtes Christbamerl in dera neuchen Heimat anzünden und feiern."

Der Wenzel nähte in den Nächten geheimnisvoll an verschiedenen Dingen. Für den kleinen André machte er einen wetterfesten Anzug und eine Pudelmütze. Für den Rothschädel säumte er sechs blau-rot gesprenkelte Schnupftücher ein, die er sich vom Garinger aus dem Laden hatte bringen lassen.

Für den Rottenmanner nähte er eine Weste aus schwarzem Fuchsfell, das der Zinner beigesteuert hatte.

Für den Gairinger nähte er feste, pelzgefütterte Fäustlinge, weil der alleweil mit dem Schlitten unterwegs war.

Für den Hannes verfertigte er eine Mütze ähnlich der Andrés.

Für den Heinrich und den Zinner war am schwersten etwas zu finden. Er nähte den beiden starke, schneefeste Lodenstutzen, weil sie ja immer im tiefen Schnee durch die Wälder streiften.

Das Prachtstück aber war eine herrliche Pelzdecke für Ladislaus, zu der die beiden Raubschützen die Felle geliefert hatten. Marder, Otter, Fuchs und Vielfraß mußten dazu beisteuern.

Auch der Hannes hatte eine geheimnisvolle Arbeit. Er schnitzte für das leere Eck oberhalb des großen Ecktisches einen schönen Herrgott; den wollte er am Weihnachtsabend dort befestigen und ein Lämpchen davorhängen.

Der Sepp Gairinger hatte die verschiedensten Wildsorten in der Beize und träumte von einem Riesenpunsch mit viel Rum für den Heiligen Abend. Auch traf er alle nötigen Vorbereitungen für gewichtige Weihnachtsstriezel.

Der kleine André hatte für einen Dollar, den er einmal vom Herrn bekommen hatte, durch den Sepp eine neue Pfeife besorgen lassen, weil die alte Pfeife Florians nur noch ein zerbissener Stummel war.

Der Heinrich und der Zinner sorgten für den Festbraten und hatten das Pelzwerk für die Arbeit des Wenzel geliefert. Außerdem hatte der Heinrich für die Gemeinschaft ein Butterfaß gebaut.

Der Rothschädel machte für den Weihnachtstisch das erstemal Süßrahmbutter in dicken Klumpen, die er sorglich in einer mit Schnee gefüllten Kiste barg. Auf einem Brett lagen neun Stück „prima" Kuhkäse, Halbkilolaibe, von denen er jedem einzelnen ein Stück zugedacht hatte.

Der Rottenmanner aber baute ein kleines Modell der im Frühjahr aufzustellenden Säge mit Graben, Schleuse und Wasserrand.

So sorgte jeder der acht nach seiner Weise für bescheidene, aber herzlich gegebene Überraschungen.

Am zwanzigsten Dezember fuhr der Gairinger auftragsgemäß zur Bahn. Er hatte Glück. Er mußte vierundzwanzig Stunden warten und nützte diese Zeit weidlich zum Studium der Landessprache aus. Monika gab ihm Unterricht, der Vater saß dabei und freute sich über die beiden jungen Menschen; denn er hatte den braven Sepp sehr in das Herz geschlossen.

Am nächsten Morgen traf Meszlényi mit viel Gepäck ein und fuhr ohne Aufenthalt heim zu den Männern, die in der kleinen Siedlung auf ihn warteten. Mitten auf dem Waldwege traf der heimkehrende Schlitten auf den Rottenmanner, den Heinrich und den Zinner, die, beunruhigt durch das Ausbleiben ihres Herrn, diesem auf den Bretteln entgegengekommen waren. Es gab ein freudiges Begrüßen. Der Toni meldete die wenigen Ereignisse der vergangenen Tage, und dann ging es heimwärts, wo der Sepp gleich mit kaltem Fleisch, Tee und frischem Brot die Durchkälteten fütterte und erwärmte. Das umfangreiche Gepäck wurde in das Zimmer Meszlényis geschafft.

Der Zinner aber sagte beim Abendbrot: „Gott sei Dank, daß d' wieda daham bist!"

Meszlényi lachte froh. Die Wärme und Anhänglichkeit der Männer tat ihm wohl. Er sagte: „Wir werden uns einen schönen Christbaum aufbauen und an die alte Heimat denken."

Am nächsten Tag ließ er etwa zwanzig Meter von der Wohnhütte einen hochragenden, glatten Fichtenstamm in die Erde rammen und befestigte oben, an der Spitze, einen Draht mit Porzellaneiern daran. Den Draht führte er durch ein neben dem Fenster gebohrtes Loch in die Wohnküche.

Da hing der Draht und wartete.

Die Männer spekulierten, was dies wohl sein könnte.

Der Kralizek lächelte. Er wußte, er sagte aber nichts.

Der Weihnachtstag kam heran. Hannes hatte aus dem Walde eine sehr schöne Edeltanne geholt, und der Heinrich hatte ein starkes Holzkreuz gezimmert und den Baum darin verkeilt. Die Schlafgestelle der Männer wurden in der großen Stube zusammengeschoben. Es gab ausreichenden Raum. Die Tanne wurde aufgestellt, und der Stubenofen gab Wärme und Gemütlichkeit. In der Küche wirtschaftete der Gairinger mit Eifer und Lust. Er hatte den Hannes für diesen Tag zur Unterstützung erbeten und bereitete die verschiedensten Herrlichkeiten vor, die er den Freunden am Abend als Festschmaus vorzusetzen gedachte.

Meszlényi aber ging mit dem kleinen André, der ganz rot vor Stolz wurde, in die Stube der Männer und verbot diesen bis auf weiteres den Eintritt. Verschiedene Pakete wurden hinübergetragen, man hörte ein Hin und Her — Meszlényi baute einen echt heimatlichen Weihnachtsbaum auf. Gegen fünf Uhr waren sie in der Stube fertig. Lächelnd und mit höchst wichtiger Miene sperrte André die Stubentür zu.

Da war noch eine große Kiste. Ladislaus bat den Heinrich, an der Küchenwand, dort, wo der große derbe Tisch stand und wo durch das Fenster der Draht gezogen war, ein kleines an der Halzwand zu befestigendes Tischchen zu bauen.

Da hing nun das Tischchen an der Wand, und Meszlényi hob aus der geöffneten Kiste einen großen viereckigen, schwarzpolierten Kasten, der eine runde Seidenscheibe in der Mitte hatte. Auch waren an dem Kasten verschiedene Hebel und Schrauben angebracht. Den Kasten stellte er auf das Tischchen.

Sehr sorgfältig ging Ladislaus mit diesem Kasten um. Endlich stand er da. Die Männer, die in der Wohnküche kamen und gingen, sahen neugierig, was sich hier wohl täte. Dann nahm Meszlényi den Draht und klemmte ihn an den Kasten. Und einen zweiten Draht führte er hinaus, der an einem eisernen Dorn befestigt war, den der Ungar tief in die Erde stieß.

Meszlényi begann an den verschiedenen Schrauben zu basteln. Eben wollte der Sepp den Hirschbraten mit dem Schöpflöffel begießen, als plötzlich in der Küche laute, weihevolle Musik ertönte. Der Schöpflöffel blieb dem Gairinger vor Erstaunen in der Luft hängen.

„Himmi — Donnerwetter!" schrie er begeistert, „dös is ja a Radio!" Er lief vor die Tür.

„Kommts, Männer — schnell — alle miteinander — hörts es — hiatzt san ma im Urwald und doch mit da Welt im Kontakt!"

Wirklich, das war eine große Weihnachtsüberraschung. Die Männer lachten und freuten sich, staunten über die Klangfülle und hörten begierig auf die Orgeltöne, die der Apparat in den Raum sandte.

„Dös is wirkli a ganz a große Freud", sagte der Rottenmanner zu Ladislaus, „was d' für uns hergericht' hast. — Mir danken a alle!"

Der Fiederer sagte:

„Hurra — hiatzt kann da Sepp die Suppen mit an Walzer, dös Fleisch mit aner Polka und den Sterz mit an Schuhplattler kochen."

Es war sechs Uhr geworden. Die Winternacht leuchtete mit unzähligen Sternen. Meszlényi ging in die Männerstube. Nach einer Weile erklang eine Glocke. Ladislaus öffnete die Tür. Im Glanze vieler Kerzen stand der geschmückte Baum da. Verlegen und ungewiß schoben sich die Männer in die Stube, wo ihnen Ladislaus mit ausgestreckten Händen entgegentrat.

„Meine Freunde", sagte er, „ich will euch heute — zu unserem ersten Weihnachtsfeste — danken für eure Treue, Freundschaft und Kameradschaft. Kommt — das Christkind hat euch allen ein wenig beschert."

Auf jeder der Schlafstellen lagen die für den Besitzer bestimmten Dinge.

Da lag beim Rottenmanner ein Kästchen, darin war eine dicke silberne Uhr mit Kette.

Da waren am Bette des Hannes ein wetterfester Stoff für einen Anzug und neue, hohe Stiefel.

Der Gairinger fand auf seinem Platz eine Kiste, daraus ein Dutzend Flaschenhälse hervorguckten, und ein verschnürtes Paket — von Monika.

Der Rothschädel fand einen Milchseparator.

Der Heinrich und der Zinner Jagdgerät, das für alle Wünsche ausreichte, darunter Stahlfallen größeren Kalibers.

Der Wenzel Kralizek bekam eine große Ledertasche, darin war alles, was zu einer richtigen Hausschneiderei gehört. Dann war noch ein Buch da — eine in Leder gebundene Bibel.

André, der Junge, hatte außer Stoff für zwei Anzüge noch Stiefel und Schuhe, Wäsche und Wollsachen bekommen. Und eine Schachtel mit dicker, guter Schokolade.

Für Wolf und Lila hingen am untersten Ast des Baumes zwei wohlriechende Würste.

Tabak war jedem zugeteilt und ein großes Paket mit Nüssen und Pfefferkuchen.

Bei jeder Gabe lag noch ein Briefumschlag. Darin stand auf englisch, daß die kanadische Reichsbank dem Herrn (folgte der Name) den Betrag von einhundert Dollar gutgeschrieben hatte.

Das Radio gab Weihnachtslieder, und es war sehr feierlich, so daß sich der Florl wiederholt schneuzen mußte. Freude lag auf den Gesichtern der Männer, Freude und bescheidene Verlegenheit. Sie holten ihre Geschenke. Der Kraltzek breitete den wunderbaren Pelz vor Meszlényi aus und meinte bescheiden: „Halt wia ma's können, Herr — is aber von Herzen."

Der Rothschädel freute sich über die Schnupftücher und die Pfeife und taschte dem Buben André auf den Kopf. Alle Gaben aber fanden freudige, dankbare Aufnahme.

Der Gairinger hatte inzwischen den Tisch gedeckt.

„Hallo, Leut, kommts futtern!" schrie er in den Lärm der Stimmen. Als die Männer am Tische saßen, nahm der Wenzel die Bibel und las zuerst das Kapitel von Christi Geburt.

Dann begann ein festliches Essen unter dem Schutze des neuen Herrgotts, der schief im Winkel oberhalb des Tisches thronte. Der Gairinger entkorkte ein Fläschchen nach dem andern. Ein flammender Punsch kam zum Schluß, und das Radio gab die Musik dazu.

Am Morgen des Christtages gab Lila, die Hündin, sechs wunderschönen kleinen Wolfshunden das Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zentaur.

Eine heitere Geschichte von **Ernst Wilhelm.**

Es müsse wohl in den Jahren bald nach Umsturz und Verrat sich zugetragen haben, da eben allerlei solche verwirrten Geschichten sich begeben konnten, meinen die einen und schütteln immer wieder erstaunt und bestürzt ihre Köpfe. Die anderen sagen: nein, so weit läge das bei weitem nicht zurück, vielmehr habe gerade in den Tagen eine Sonnenfinsternis geherrscht, und es seien Sternschnuppen gefallen in den Nächten, zu Hunderten, jawohl! Da könne ja denn wohl dies und das geschehen, was sonst nicht üblich sei. In dem einen aber stimmen sie alle überein, auch die wenigen Alten, die etwas von Wassermännern mummeln, von bösen Geistern, die schlecht zu sprechen sind auf die ebenso bösen Menschen und in dieser Verfassung auch ganz gut halb wie ein Pferd und halb wie ein Mensch sich aufführen können: die Geschichte hat sich wahr und wahrhaftig so zugetragen, wie sie im folgenden erzählt wird!

Das Mädchen, das in ihr eine Rolle spielt, lebt noch, in einem benachbarten Dorfe, ist eine tüchtige junge Frau, jetzt mit einem Rudel Kinder am Rockzipfel und ihrem Pack Sorgen auf dem Nacken, der ihr alle früheren Flausen aus dem Kopf getrieben hat. Gern läßt sie sich natürlich an die Geschichte nicht erinnern, die jungen Burschen spotten immer noch grimmig darüber, die Mädchen auch. Aber insgeheim sind diese doch ein bißchen neidisch. Denn reiten, muß man sagen, reiten auf einem hübschen, feurigen Pferde, das tut jeder gern. Und wenn man dann noch dazu einem so schneidigen, schlanken Burschen vor dem Sattel sitzt, na! — Von dem Soldaten, der außer dem Mädchen noch auftrat, hat man hingegen nie wieder etwas gehört. Und das ist gut so! Das wäre denn doch ein wenig zu genierlich gewesen, nach allem.

Eines schönen Sommersonntags also, so um die Zeit des frühen Nachmittags, kam ein Soldat das Dorf, das sich an einer einzigen Straße vom Wald zum Flusse hinzieht, herabgeritten; klipp, klapp machten die Hufe, und die Tauben auf dem Wege flogen auf mit klatschenden Flügeln. Da mußte natürlich ein jeder sehen, was da nun sein mochte auf der sonntäglich stillen Straße. Die alten Leute sahen hinter den Fenstern aus ihren kühlen Stuben heraus, andere genossen das seltene Schauspiel von den Bänken an den Hauswänden, unter den Dorflinden, von der dicken Kirchhofsmauer oder vom schattigen Pfarrgarten her. Ein Rudel junger Mädchen gar, vorwitzig wie sie nun einmal sind, folgte dem schmucken Reitersmann von ferne, ob sich vielleicht irgend etwas mit ihm beginnen ließe, ein kleiner Schabernack etwa oder ein unschuldiges Späßlein — in allen Ehren, versteht sich.

Da nun die Sonne den ganzen Tag heiß herniedergebrannt hatte und der junge Reitersmann einen weiten Weg hinter sich haben mochte — in welcher Eigenschaft, das ist wohl kaum wesentlich und auch niemandem bekannt geworden — stieg er, am Ende des Dorfes, dort wo sich die Straße zum Flusse hinabsenkte, etwas seitab vom Wege, von seinem Roß herab. Nachdem er sich nach allen Seiten vergewissert hatte, daß ihm niemand zuschaue, entledigte er sich rasch seiner Kleider, band sie, Ordnung und Zucht gewohnt, zu einem Bündel zusammen, und sprang dann mit großen Sätzen, splitterfasernackt, zum Wasser, in dem er beglückt mit einem riesigen Geplätscher verschwand.

Nun hatte er wohl nach seiner Meinung, das Gelände gut erkundet. Die Kähne des Fährmanns waren alle auf das Ufer hochgezogen und versprachen sich eine geruhsame Feier so, die Häuser lagen gleichfalls schläfrig und träumend in der Nachmittagssonne, kein Laut war zu hören. Aber wie er nicht bedacht hatte, der Wassersüchtige, daß der Soldat immer den schwersten Stand hat nicht dem Feinde, sondern den Mädchen gegenüber, den schlauen, den feinen, den unberechenbaren, so war er regelrecht in die Falle gegangen, und ein Feldzugsplan, aufgebaut auf eine gewöhnliche Feld-, Wald- und Wiesenstrategie, hätte mit dem jämmerlichen Ergebnis geendet. Aber ein jeder Soldat hat den Marschallstab im Tornister. Wenn er sich nur zur gegebenen Zeit und mit sicherem Instinkt auf sich selbst besinnt und darauf, daß ein frischer Angriff Wunder wirken kann, so hat er allemal gewonnen.

Die Mädchen nämlich, diese Tausendsakramenter, waren dem braven Reitersmann nachgeschlichen, sie hatten sich nicht entblödet, dem köstlichen Schauspiel am Flusse, hinter einigen Weidenbüschen versteckt, unter heimlichem Gekicher und Rippenstößen zuzuschauen; und als nun der Mann in den kühlen Fluten verschwand, stach eine, und es war die Lustigste und Hübscheste von ihnen, der Hafer, also daß sie mit flinken Füßen zu dem Bündel lief und es aufhob, um damit in den sicheren Kreis ihrer Gefährtinnen zurückzugelangen. Hier, so meinte sie, konnte man dann in Ruhe dem weiteren Verlauf der Schlacht zusehen, der Schlacht, die ja von vornherein gewonnen schien, und mochte die neckischsten Friedensbedingungen stellen. Und so dachten sie alle und lachten und prusteten, und sie wischten sich jetzt schon die Mäulerchen über all die guten Worte, die es geben würde.

Der gute Reitersmann war denn auch ehrlich verdutzt, als er, aus dem sprudelnden Wasser wiederauftauchend, diesen ungeahnten Fortgang der Dinge eräugen mußte. Aber er mochte an den Marschallstab denken oder an sonst etwas anderes: jedenfalls anstatt nun mit einem Rufe des Entsetzens sofort wieder bis an die Gurgel in das deckende Element zu fahren, klein und häßlich und vollständig geschlagen, sprang er in einem Nu aus dem Wasser, war, ehe man seinerseits Zeit zu einem Schreckensschrei hatte, auf seinem Gaul, drückte dem, der sich lustig wiehernd bäumte, die Fersen in die Seiten und ritt eine ebenso unerwartete wie tapfere Attacke, triefend vor Nässe. So ein Kerl war das!

Sich auf dem Absatz umdrehen und laufen, was das Zeug hielt, war für die armen vernichteten Mädchen das Werk eines Augenblicks. Aber ehe noch die Eine, die Naseweiseste, die Hübscheste von ihnen, das geraubte Bündel fallen lassen konnte, war der Sieger dieses übermütigen Feldzuges bei ihr. Wie im Fluge beugte er sich zu ihr nieder, hob die Zappelnde samt dem Bündel vor sich auf den Sattel und dann begann es, das Schauspiel, von dem jetzt noch geredet wird: Schritt vor Schritt, langsam und feierlich, ging der Zug, der ehrlich verdiente Triumphzug, die Straße entlang; klapp, klapp machten die Hufe, und die Tauben flogen vor ihm auf mit klatschenden Flügeln. Und die Fenster hatten Augen, die Bänke an den Hauswänden, die Linden auf dem Anger hatten Augen, und die dicken Friedhofsmauern und der Pfarrgarten hatten welche, auch sie. Das Mädchen so hoch und stolz auf Rosses Rücken, hätte am liebsten in die Erde verkriechen mögen, und das war nicht weiter verwunderlich, da es noch nie auf einem Pferde gesessen hatte. Die ganze lange Dorfstraße hinauf ging es so, ehe zu den vielen Augen, die das sahen, auch die dazugehörigen Münder kamen, zu rufen, sich zu beraten, zu Hilfe zu kommen . . .

Das war einmal. Und damit ist diese kleine Geschichte aus. Denn es mag müßig sein, danach zu fragen, ob denn wohl das junge Mädchen seinem lächelnden Kavalier dankbar gewesen ist für den schönen Ritt auf einem so stolzen Pferde. Es wird wohl selbst den hübschesten Ausgang aus diesem Intermezzo gefunden haben. Wir wollen es zu seiner Ehre annehmen. Seitdem ist aus dem Mädchen jedenfalls eine tüchtige junge Mutter geworden, mit vielen kleinen Rotzbuben am Rockzipfel und einem Pack Sorgen auf den Schultern. Junge Mädchen haben viele Strauße in ihrem Leben zu bestehen und gehen so leicht nicht zum Teufel — und zum alten Eisen!

Wunderbare Verjüngung.

Auf einer Reise nach Mitau kam Josef Balsamo, der Schwindler, der sich Graf Cagliostro nannte, auch nach Danzig. Sein Einzug erregte Aufsehen und Bewunderung, denn Leibjäger ritten seinem gläsernen Wagen voraus und bliesen auf blinkenden Hörnern die Ankunft des Herrn der Geister ein.

Am gleichen Tage marschierte mit Weib und Kind und Schwiegermutter Lange Latte in Danzig ein. Eine Gelegenheit suchend schlenderte er durch die Gassen, und da begegnete er dem Wagen des Groß-Kophta. Die beiden Gauner sahen sich einen Augenblick lang an und wußten Bescheid . . . War es da ein Wunder, wenn Lange Latte, kaum daß der Graf im Gasthof sich den Reisestaub von den Händen gewaschen, in den Gemächern auftauchte und eine kleine Unterstützung verlangte? Nur fünfzig silberne Gulden, er war völlig blank.

Die Unverschämtheit des kleinen Gauners erboste den großen dermaßen, daß er, die ungeschriebenen Gesetze der uralten Zunft mißachtend, den Genossen nicht nur beschimpfte, sondern ihm auch mit dem Rohrstock ein paar überzog, ehe er ihn hinausjagte.

Man muß nun wissen, daß der Graf Cagliostro in allen Städten, in denen er sich aufhielt, abends vor das Publikum trat, eine schöne Rede hielt, wahrsagte und zuletzt das Elixier der ewigen Jugend verkaufte; dieses Elixier war nichts weiter als gesalzenes, parfümiertes Wasser. Es übte allerdings eine verjüngende Wirkung aus, indem nämlich schwer verstopfte Wesen nach einigem Gebrauch sich erleichtert fühlen durften.

Nun war unter den Besuchern des ersten Vortrags in Danzig auch ein altes, recht häßliches Weib, das an einem Stock bis an das Podium des Zauberers schlich und zum Gaudium der Leute ein Fläschchen „Ewige Jugend" kaufte. Am nächsten Tag erschien das Frauenzimmer wieder, aber mit runder Brust, frischen Wangen und leichten Füßen, ein Wunder zu schauen. „Seht!" rief das Weib und zeigte sich allen, „so hat mir der Meister geholfen. Gestern schlich ich alt und runzlig hierher. Ihr lachtet alle über mich. Heut bin ich schon ein anderer Mensch durch seine Macht."

Cagliostro war so verblüfft, daß er für einen Augenblick die Kälte seiner Überlegung verlor und sich zu dem Wunder bekannte. Zu spät fiel ihm ein, was er hätte tun müssen. Er war wütend auf sich. Er fand keine Ruhe. Er hatte eine schlechte Nacht, obwohl er an diesem Abend mehr Geld für „Ewige Jugend" eingenommen hatte als je zuvor.

Die Kunde von der wunderbaren Verjüngung sprach sich in der Stadt herum. Am Abend war die Straße, in der Cagliostro sprechen sollte, so voll von Menschen, daß die Polizei eingreifen mußte. Als der Meister in den Saal trat — ha! wen erblickte er gleich vorn an der Tür? Lange Latte, der einen Säugling auf dem Arm hielt. Und diesen Säugling hob Lange Latte empor und fing an zu schreien: „Cagliostro, gib mir meine Mutter wieder! Meine Mutter gib zurück, du verfluchter Zauberer!"

Lange Latte schrie nicht allein, auch das Kind schrie. Cagliostro erbleichte, er schwankte — das also war der Kern der Nuß! Lange Latte rutschte auf den Knien herum. Er weinte, wirklich, er weinte, der Schlingel, dicke Krokodilstränen weinte er. „Seht, dieses Kind war vorgestern meine liebe, gute Mutter. Dieser Zauberer hat ihr einen Trank verkauft, durch den sie gestern in ein junges Weib verwandelt wurde, und heute — o seht! — was heut aus ihr geworden ist — ein Kind, ein winziges Kind ist meine Mutter geworden."

Vor Cagliostro drehte sich alles. Er hatte die größte Lust, den Leuten sein Rezept zu verraten, um diesen verfluchten Hund zu entlarven. Aber das ging doch nicht, auf keinen Fall ging das. Er würde sich doch nicht selbst ans Messer liefern. Hol's der Teufel!

Und so hob er beschwichtigend beide Hände über das Getöse der Menge und rief salbungsvoll, man möge sich beruhigen, er werde diesem Menschen sein Mütterchen wiedergeben.

Er packte Lange Latte am Arm, zerrte ihn hoch und zog ihn hinaus. Sie gingen in ein Zimmer, wo sie ungestört miteinander reden konnten. Ach, sie hatten nicht viel miteinander zu reden, nur sieben Worte, und sogar die sagte der Meister allein. „Verfluchter Schweinehund!" rief er zähneknirschend. „Wie viel willst du haben?" Lange Latte grinste und zeigte stumm fünf Finger einer Hand.

„Fünfzig?"

Lange Latte schüttelte energisch den Kopf.

„Fünfhundert?"

Lange Latte nickte und grinste.

Der Meister knurrte, holte aber einen eisernen Kasten und zählte stöhnend fünfhundert Silbergulden auf den Tisch. Der Kasten wurde leer. Lange Lattes Taschen füllten sich, er nahm den Säugling wieder auf den Arm, wünschte eine recht gute Nacht und ging. Der Meister wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ehe er in den Saal trat, flüsterte er seinem Diener zu, der die Tür aufriß: „Wir reisen morgen . . . dicke Luft . . ."



Bunte Chronik



Maria Antoinettes Abschiedsbrief gefunden.

In der weltberühmten Bibliothek des Grafen Heinrich Apponyi in Oponice wurde dieser Tage das Original des berühmten Abschiedsbriefes Maria Antoinettes an ihre Schwägerin Prinzessin Elisabeth entdeckt.

Es handelt sich um den sogenannten „Vier-Uhr-Brief", den die Königin knapp vor ihrer Hinrichtung in der Zelle schrieb. Sie nimmt darin mit erschütternden Worten Abschied von ihren Verwandten, besonders von ihren Kindern. Auf bisher unerklärliche Weise tauchte der Brief, der der Prinzessin nie zugestellt wurde, erst 21 Jahre nach dem Tode der Königin auf und wurde von dem Revolutionär Courtais um einen ungeheuren Betrag nach Deutschland verkauft, während eine Kopie davon Ludwig XVIII., der das Stück für den Originalbrief hielt, verkauft wurde. Durch einen Zufall kam das Schriftstück dann in die Sammlung von Oponice, wo es jahrzehntelang unbeachtet lag. Ein amerikanischer Kunstfreund hat der Bibliotheksverwaltung für den Brief 20 000 Dollar angeboten, doch wurde ein Verkauf abgelehnt.



Lustige Ecke





„Anna hat einen Splitter in den Finger bekommen von dem Holz, das du eben hackst!"

„Na, und — soll ich es vielleicht erst mit Sandpapier abschleifen, bevor ihr damit Feuer anmacht?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.